

Vom Dreschen

Von Karl Häfner

Das Dreschen war der Abschluß und fast auch die Krönung der Jahresarbeit des Bauern, bringt es doch den Ertrag des Getreidebaus, des wichtigsten Teils unserer bäuerlichen Wirtschaft.

Dreschen ist eine Sache des Winters. Im Frühjahr, Sommer und Herbst ist der Bauer auf dem Acker, im Winter ist er daheim in seinem Hof, im Stall und in der Scheuer. Dabei ist zu bedenken, daß der Winter beim Bauern nicht am 21. Dezember, auch nicht etwa am 1. Dezember beginnt, sondern an Martini. Dafür fängt dann sein Frühling nicht erst am 21. März an, sondern schon zu Anfang des Monats: „Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt.“

Wenn die bäuerliche Arbeitsweise im allgemeinen sehr stark der Tradition verhaftet ist, so gilt das vom Dreschen wohl im besonderen Maße. Man hat zwar auch in unsern Dörfern nicht mehr nach der Art der Bibel gedroschen („Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden!“); aber doch wird es durch Jahrhunderte hin gleich erfolgt sein. Und einer meiner Vorfahren in unserem Dorf, von dem es im 17. Jahrhundert heißt, daß er 83jährig wenige Tage vor seinem Tod noch in der Scheuer gedroschen habe, wird das kaum anders getan haben als mein Großvater 200 Jahre nach ihm im 19. Jahrhundert. Vielleicht hat jenen Alten die mühevolle Arbeit des Dreschens und der Staub, den es in der Scheuer gibt, kurzatmig gemacht und sein Ende beschleunigt.

Seit dem 19. Jahrhundert ist nun aber hierin alles anders geworden. Das Maschinenzeitalter, das die ganze bäuerliche Wirtschaft grundlegend geändert hat, hat gerade beim Dreschen einen völligen Wandel gebracht: einst Flegel in der Scheuer im Winter, jetzt Mähdrescher auf dem Acker im Sommer. Kaum irgendwo ist der Abstand zwischen Einst und Jetzt so groß. Da lohnt es sich, das Frühere noch einmal festzustellen und seine stufenweise Ablösung durch Neuerungen zu zeigen, ehe es ganz der Vergessenheit anheimfällt.

Wenn die Herbstarbeit auf den Feldern beendet war, wenn Kartoffeln und Rüben im Keller waren und die Wintersaat in den Boden gebracht war, dann kam das „Ausdreschen“, bei dem zusammenhängend alles Getreide, das in der Scheuer war, nacheinander

gedroschen wurde. Schon vorher hatte man, etwa an Regentagen im September oder Oktober, „Säfrucht“ gedroschen, oder man hatte auch „in die Mühle“ dreschen müssen, wenn man kein vorjähriges Brotgetreide mehr zum Vermahlen hatte. Bei diesem Dreschen, für das keine festen Regeln galten, wurden die Garben meist nicht ganz abgedroschen, sondern sie wurden bloß oberflächlich „gebaost“ (gebost, zu bosen, schlagen, stoßen), ohne daß man sie öffnete. Sie wurden dann wieder in die Scheuer hinaufgezogen und kamen beim Ausdreschen zum endgültigen Säubern wie die noch vollen Garben wieder herunter. Das Ausdreschen erfolgte im November und Dezember, zwischen Martini und den „Feiertagen“. Man legte Wert darauf, daß man noch vor Weihnachten fertig wurde; denn „die Flegel sollten nicht auf den Lebkuchen fallen“. Mit dem Dreschen ins neue Jahr hineinzukommen, war nicht beliebt; das neue Jahr sollte „den Dreschtakt nicht hören“. In den „Feiertagen“ (25. 12.–6. 1., Christfest bis zum Übersten) wurde nicht gedroschen. Während der Dreschzeit hörte man aus den meisten Scheuern des Dorfs den lauten Takt des Dreschens. Wer viel zu dreschen hatte, brauchte für das Ausdreschen mehrere Wochen, wer wenig in der Scheuer hatte, konnte in einer Woche fertig werden.

Während meiner Bubenzeit zu Anfang der neunziger Jahre war mir das Ausdreschen immer ein besonderes Erlebnis. Wir hatten da immer zwei Drescher, junge Bauern, die da und dort aushalfen, oder Bauhandwerker, die im Winter kein Geschäft hatten, und diese gehörten dann für 2–3 Wochen zur Familie bei allen Mahlzeiten.

Ein Dreschtage verlief im allgemeinen so: Am Vorabend hatte man die zu dreschenden Garben aus den oberen Stockwerken der Scheuer herabgeworfen und sie hinten in der Tenne aufgebeigt. Ein „Wurf“ Garben umfaßte etwa soviel, als man an einem Tag dreschen konnte. Die letzten Garben wurden aufgebunden und mit dem Tennerechen auf beiden Seiten der Tenne dünn ausgebreitet, mit den Ähren nach innen. So konnte man am Morgen gleich zum Flegel greifen.

Die Stecken der Flegel waren aus Naturholz, nicht vom Wagner bearbeitet; sie sollten elastisch sein, mußten „ziehen“. Das Flegelhaupt war aus sehr

hartem Holz und ziemlich schwer, damit es kräftig aufs Stroh falle. Stecken und Haupt hatten an ihrem Ende Lederkappen, von denen aus starke Riemen beide beweglich verbanden. Für die mithelfenden Kinder gab es Flegel mit leichterem Haupt.

Der Dreshtag begann früh. Die Drescher kamen, solange es noch dunkel war, und das erste „Stroh“, so nannte man die auf einmal in der Tenne ausgebreitete Menge, wurde vor dem Morgenessen gedroschen. In manchen Häusern gab es vorher auf den nüchternen Magen einen Schnaps. Es gab Familien, in denen auch die schulpflichtigen Kinder schon vor der Schule mitmachen mußten; diese ruhten dann in der Schule aus und hatten begreiflicherweise für das Lernen nicht viel übrig; vom Kinderschutz, auch für die eigenen Kinder, war damals in den Dörfern nicht viel zu verspüren.

Das Dreschen verlief dann folgendermaßen: Der Vater, die zwei Drescher, die junge Magd, anfangs auch noch der Großvater, standen einander gegenüber und schlugen im Takt auf das ausgebreitete Getreide. Der strenge Takt war beim Dreschen sehr wichtig; er mußte eingehalten werden, da sich sonst die Drescher gegenseitig auf die Flegel geschlagen hätten. Man hörte von weitem, wieviel Drescher in einer Scheuer waren, ob im Drei-, Vier- oder auch im Fünf- und Sechstakt gedroschen wurde. Einer, der besonders hart (und laut) zuschlug, mußte den Takt angeben, und die andern fügten sich ein. Da jeder Drescher immer im gleichen Tempo schlug, mußte man immer schneller zählen, je mehr Drescher es waren; bei sechs und mehr ging es so schnell, daß man beim Zählen kaum mitkam. Es war gleichsam, wie wenn Halbe-, Viertel-, Achtelnoten zwischen zwei Taktstrichen stehen; hier waren es aber keine Taktstriche, sondern Taktstreiche.

Beim Dreschen ging man dann langsam den Reihen entlang, die einen Drescher vorwärts, die andern rückwärts. Zuerst ging es von vorn nach hinten mit Schlag auf die Ähren, dann von hinten nach vorn und wieder von vorn nach hinten; jetzt schlug man auch auf das Stroh. Dann kam ebenso auch die Reihe auf der andern Seite der Tenne. Wenn auch diese gedroschen war, wurde alles umgedreht und wieder sauber ausgebreitet, und dann begann das Dreschen von neuem, bloß daß man sich jetzt statt einem dreimaligen Hinundher mit einem zweimaligen begnügte. Bei der kurzen Gerste genügte schon das erste Mal ein zweimaliges. Wenn man mit dem Dreschen eines „Strohs“ fertig war, wurde es mit der Hand zusammengefaßt und dabei ausgeschüttelt, wieder in Wid und Schaubseil gebunden und als

Schaub vor die Scheuer gesetzt. Vorher wurde loses Stroh mit dem Scheurensäbel abgestreift; dabei wurden auch noch etwa zwischen dem Stroh steckende Körner herausgeschlagen. Loses Stroh wurde nochmals geschüttelt und dann auch in Büscheln zusammengebunden und ebenfalls vor die Scheuer gesetzt. Diese Büschel von wirrem Stroh unterschieden sich deutlich von den Schäuben, bei denen die Halme wieder schön geordnet waren wie in den Garben. Wenn so den ganzen Tag gedroschen wurde, hatte sich gegen Abend ein großer Strohhaufen vor der Scheuer aufgetürmt, zur Freude der Buben, die sich darin vergraben und verstecken konnten. Die Schäube und Büschel wurden aber jeden Abend wieder in die Scheuer hinaufgezogen und dort aufgesetzt, wo sie als Garben untergebracht waren.

Wenn das erste Stroh gedroschen war, kam für die Drescher das Morgenessen, das damals aus geschmälzter Brotsuppe oder Habermehlsuppe, Schalkartoffeln und Milch, gestanden oder süß, bestand. Nachher ging es dann weiter bis zum Mittagessen, bei dem große Schüsseln voll auf dem Tisch standen; denn die schwere Arbeit des Dreschens machte Hunger; die Leute hatten „Hunger wie ein Drescher“. Die Menge war wichtiger als die Feinheit der Zubereitung und Darreichung. Auf alle Fälle sollte viel Fleisch dabei sein, und keinesfalls durfte der Most fehlen; er war nötig, um den Scheuernstaub hinunterzuspülen. Am Nachmittag wurde noch bis nach drei Uhr gedroschen; dann räumte man die Scheuer auf, und der kommende Tag wurde vorbereitet. Nun kam das Vesper, das bloß aus Brot und Most bestand, oder aber mit Wurst oder Käs dazu. Nach dem Vesper gingen die Drescher heim und erledigten daheim ihre Arbeiten, kamen aber zum Nachtessen wieder, vom Staub gesäubert, nicht in den Arbeitskleidern, blieben nach dem Essen noch eine Weile zur Unterhaltung, machten auch wohl Spaß mit den Kindern. Und am andern Morgen gings dann wieder weiter. Am Samstag nachmittag ruhte das Dreschen. Die Drescher kamen auch am Sonntag zum Mittagessen; dabei gab es unweigerlich Nudelsuppe, Sauerkraut, Spätzle und Schweinefleisch, frisch, wenn man schon geschlachtet hatte, sonst geräuchert. Und dazu selbstverständlich Most, auch wenn jetzt kein Staub der Scheuer hinabzuspülen war.

Was wurde nun damals gedroschen? Weitaus die wichtigste „Frucht“ war Dinkel, der bei uns einfach „Korn“ hieß. Man unterschied blaues und rotes Korn. Da beim Dreschen hier nicht die Körner ausgeschlagen, sondern bloß die Ähren („Kifen“) abgeschlagen und zerschlagen wurden, ergab das Korn viel grö-

ßere Haufen als die andern Getreidearten. Roggen wurde nur wenig gebaut, fast bloß des Strohs wegen, das man zu Schaubseilen brauchte; deshalb mußte man beim Dreschen auf das Stroh achten. Die Körner wurden meist mit Gerste zu Schweinefutter („Säumehl“) vermahlen, kaum noch zu Brotmehl, obwohl das Schwarzbrotmehl noch „rügge“ (= rögge) Mehl hieß, ein Hinweis darauf, daß der Roggen früher mehr zu Brot verwendet wurde. Die Bedeutung von rügge war aber so unbekannt geworden, daß man auf Mehlsäcken „Rickemehl“ wie auf andern Weißmehl lesen konnte. Der Anbau von Weizen war vor der Jahrhundertwende im Dorf wenig bedeutend; zunächst gab es fast nur den wenig ertragreichen Sommerweizen. Der Winterweizen galt als schwer zu dreschen; doch stieg sein Anbau von Jahr zu Jahr auf Kosten des Dinkels, bis er diesen ganz verdrängt hatte. Man unterschied weißen und braunen Weizen; der langbegrannnte hieß Stachelweizen. An Gerste wurde bei uns keine Winter-, sondern bloß Sommergerste angebaut. Ihr Mehl wurde selten dem Brotmehl beigemischt, da es den Teig weich machte; „nachlassen wie Gerstenmehl“ ist sprichwörtlich geworden. Wichtig war der Haber; hieß doch ein Drittel der Markung (eine „Zelg“) Häbere, daneben gab es eine Korn- und eine Brachzelg. Man unterschied Zottelhaber mit schmalen und Gabelhaber mit sperrigen Rispen. Haber war, besonders für die Bauern, die keine Pferde hatten, die eigentliche Handelsfrucht; die Wehrmacht, aber auch Güterbeförderer, Brauereien usw. brauchten für ihre Pferde viel Haber. Einkorn gab es nur noch ganz vereinzelt und bald gar nicht mehr, weil sich sein Anbau nicht lohnte.

Außer Getreide waren Dreschfrüchte noch die viel angebauten Ackerbohnen („Säubohnen“), Erbsen und Linsen, sowie Kleesamen; diese wurden aber oft nicht im Ausdreschen, sondern mehr gelegentlich, so nebenher, gedroschen. Besonders für den Klee, dessen Samen nicht leicht aus den Köpfen herauszuschlagen war, war trockenes, kaltes Wetter nötig; bei feuchtem gaben die Köpfe den Samen nicht her.

Nun gehört zum Dreschen auch das Säubern und Verwahren der gedroschenen „Frucht“. Das wurde vorgenommen, wenn sich hinten in der Tenne ein größerer Haufen gesammelt hatte, mindestens aber, wenn man mit einer Sorte fertig war. Das wichtigste Instrument zum Säubern war die Putzmühle. Sie hatte die Siebe zurückgedrängt und schon länger die alte Schwingwanne ganz verdrängt. Siebe mit Drahtböden von verschiedener Weite wurden aber immer noch zum Durchsieben (reden -ä!) benützt. Die mit

weitem Geflecht hießen „Reitere“ (Stroh-, Kohl-); das kurze, zerhackte Stroh, das in ihnen blieb, hieß „Gschöttich“ (zu schotteln, schütteln). Solches Gschöttich gab es auch bei der Putzmühle. Für die Siebe hatte man verschiedene Namen, je nach der Getreideart, oder auch nach dem Unkrautsamen, der entfernt werden sollte. In unserer Scheuer waren wichtig: Dinkel-, Trefzen- (Trespen-), Raden-, Schefen-, Staubsieb. Auswechselbare Siebe gab es auch für die Putzmühle. In ihr bewegte man mit einem Triebel eine Art Propeller mit Schaufelrädern, sowie Rüttelsiebe. Der durch den Propeller erzeugte Wind jagte hinten hinaus, was in der Frucht noch an leichten Bestandteilen störte. Dabei flogen die noch etwas schwereren Strohstückchen am wenigsten weit; sie bildeten den höchsten Berg gleich hinter der Mühle (Gschöttich). Dann kamen feinere Stroh- und Unkrauteilchen; diese wurden als „Scheurengrüez“ verfüttert. (Grüez ist der örtliche Name für das mit der Futterschneidmaschine geschnittene Kurzfutter, eigentlich = Gerührtes. Bezeichnungen in andern Gegenden: Brüez = Gebrühtes, Gsod = Gesotenes, Ghäck = Gehacktes, allgemeiner Häckerling, Häcksel. Die heute unverständlichen Bezeichnungen weisen auf die Fütterungsweise vor Einführung der Futterschneidmaschine hin; die Sache hat gewechselt, die Namen sind geblieben.) Am weitesten flog bei der Putzmühle der Staub, so daß oft ein mehrere Meter langer, nach hinten immer niedriger werdender Haufen entstand. Die Putzmühle mußte so aufgestellt werden, daß sie mit dem Wind arbeitete, nicht gegen ihn; sie blies so bald aus der Scheuer hinaus, bald in sie hinein.

Das gesäuberte (geputzte) Getreide wurde dann mit dem Simri in Scheffelsäcke gefaßt und auf die Bühne getragen, dort auf dem Boden ausgeschüttet, ausgebreitet und nach Sorten abgeteilt. Es mußte dann, besonders wenn es hoch lag, von Zeit zu Zeit „umgeschafft“ werden, damit es nicht „anlaufe“, bis es wieder heruntergeholt wurde, in die Mühle, zum Verkauf oder zu neuer Saat.

Das Ende des Ausdreschens brachte die „Flegelhenkete“, zu der früher Kuchen gebacken wurden; meist beschränkte man sich aber jetzt auf ein etwas besseres Essen. Sie gehörte auch zu den Bräuchen, die schon damals fast bloß noch dem Namen nach bekannt waren. Das galt auch von manchem anderem Brauchtum beim Dreschen. So etwa, daß der, der seinen Flegel so kraftlos („lummelig“) hielt, daß er ihm von einem andern Drescher aus der Hand geschlagen werden konnte, ein Stroh- oder Distelbüschlein bekam, oder daß der, der den letzten Schlag tat, sei

es beim ganzen Dreschen oder bei den einzelnen Sorten, die „Mockel“ wurde (Gerstenmockel, Haber-mockel).

So war es einst, so ist es nicht mehr. Es ist schon vor der Jahrhundertwende anders geworden. Da brachte zunächst ein Unternehmer eine große Dampfdreschmaschine mit Lokomobile ins Dorf, die zu den einzelnen Bauern kam. Die Dreschmaschine selber wurde in der Scheuer aufgestellt, die Lokomobile im Hof vor der Scheuer. Das Dreschen dauerte jetzt kaum soviel Tage, als vorher Wochen nötig gewesen waren. Dafür brauchte man jetzt aber eine Menge Leute, zehn oder mehr, und es war ein ungemütlicher Betrieb, an dem man keine Freude hatte.

Bei uns war sie bloß einmal; dann beschafften wir zu dem Pferdegöpel, der die Futterschneidemaschine und eine Schrotmühle antrieb, auch eine Dreschmaschine, die hinten über der Tenne aufgestellt wurde. Transmissionsräder und -riemen erinnerten jetzt in der Scheuer fast an eine kleine Fabrik oder doch an eine Werkstatt. Statt des Dreschertakts hörte man jetzt aus der Scheuer das Rattern der Maschine. Mit dem Ausdreschen alter Art war es jetzt vorbei. Man brauchte nicht mehr viele Leute; zwei oder drei Personen, fast ganz aus der eigenen Familie, genügten. Und man ging ans Dreschen, wenn es gerade geschickt war, im alten oder im neuen Jahr. Das Stroh konnte jetzt auch nicht mehr in glatte Schäume gebunden werden, sondern bloß noch als Wirrstroh in Büschel, was aber kein allzu großer

Nachteil war, da das Stroh ohnehin weniger wertvoll war als einst. Als dann ein paar Jahre nach der Jahrhundertwende elektrischer Strom ins Dorf geführt wurde, löste der Elektromotor den Göpel ab, die Dreschmaschine aber blieb gleich. Nach und nach wurden die kleinen Einzeldreschmaschinen für die meisten Scheuern beschafft. Sie sind bezeichnend für das Dreschen der letzten 60–70 Jahre in unserem Dorf; jetzt werden auch sie weithin funktionslos und dienen fast bloß noch als Lückenbüßer für kleinere Aufgaben.

Sie sind durch die Mähdrescher abgelöst worden, die die Arbeit wesentlich vereinfachen und verkürzen. Das Dreschen ist jetzt aus der Scheuer auf den Acker und vom Winter auf den Sommer verlegt. Der ganze strenge Rhythmus der bäuerlichen Arbeit ist durch sie gestört worden, Ernte und Dreschen fallen jetzt zusammen. Das Jahr des Bauern verläuft heute in vielen Stücken anders als früher; aber nirgends ist die Änderung so entscheidend wie beim Dreschen. Die Mähdrescher sind aber, namentlich in nassen Sommern, auch nicht ideal, und so bilden wohl auch sie in ihrer heutigen Form noch nicht den Abschluß einer Entwicklung.

Es ist ein langer Weg, den man bei der Betrachtung des Dreschens zurücklegt. Abwechslungsreich sind in ihm fast bloß die letzten Stationen, die Zeit, seit der der Flegel die Alleinherrschaft verloren hat. Er wird gelegentlich noch zu kleineren Arbeiten benützt, aber im allgemeinen hat er ausgedient, so gut wie noch so manches Gerät der bäuerlichen Wirtschaft.

Drescher

Eins, zwei, drei, vier; eins, zwei, drei, vier!
Brot ond Mooscht mier, Kraut ond Speck mier.
Schlag fescht druf ond halt guet Takt,
daß di net dei' Nochber packt
ond dier uf dein Pfliegel haut,
wärscht jo so en arger Naot.
Wear de' Takt net halte' ka',
dear ghaört net ans Dresche' na',
dear bleib vo' dr Schuire' weg,
kriegt koan Mooscht, ond kriegt koan Speck.
Dischtel ond e' Wischle Straoh dier!
Eins, zwei, drei, vier; eins, zwei, drei, vier!

Karl Häfner